

# Revolution an der Nähmaschine

Fast Fashion ist günstig, wird aber auf Kosten von Mensch und Umwelt produziert.

Die Alternative ist fair hergestellte Mode. Noch ist das Angebot klein, aber es wächst. VON KATHRIN KLETTE

Manche Menschen verzweifeln jeden Tag, andere spätestens beim Kleiderkauf: Was anziehen? Zippora Marti, eine junge Frau aus Luzern, hat diese Frage ein Jahr lang nicht beantworten müssen. Hierzulande kennt sie ein grösseres Publikum als die mit dem Kleid. Das gesamte vergangene Jahr trug Marti dasselbe: ein schwarzes Kleid, schlicht und kurz, mit Rundkragen und kurzen Ärmeln. Sie kombinierte es mit Schal oder Pullover, im Winter trug sie zusätzlich eine Jeans. Trotzdem sah Marti fast immer gleich aus. Sie sagt, vielen ihrer Freunde sei das gar nicht aufgefallen. «Die meisten sind ja viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt.»

Nur ein Kleid für ein ganzes Jahr – mehr Entschleunigung geht fast nicht. Slow Fashion heisst dieser Trend, der sich als Reaktion auf Fast Fashion etabliert hat. Fast Fashion steht für billige Massenklamotten, für oft wechselnde Kollektionen und eine Produktion, die sich für die Bedürfnisse von Arbeitern und Umwelt nicht sonderlich interessiert. Fast Fashion sind vor allem H&M, Primark und Zara.

## Freiheit durch Beschränkung

Slow Fashion will das Gegenteil sein. Der Begriff umfasst ein Sammelsurium verschiedenster Strategien, mit denen Mode nachhaltiger werden soll. Er steht für Naturfasern, faire Löhne und ressourcenschonende Produktion. Und er bedeutet, selbst zu nähen, Kaputttes zu reparieren – oder Verzicht zu üben. Denn so radikal konsequent wie Marti ein Jahr lang gelebt hat, hinterfragt Slow Fashion generell unseren Konsum: Wie viel brauchen wir? Und brauchen wir es überhaupt?

Zippora Marti trägt eine runde Metallbrille und hat hochgesteckte Haare, sie sitzt auf dem Kuhfellofa in ihrem Wohnzimmer. Das schwarze Kleid hängt im Nebenzimmer, es ist etwas ausgebleicht. Heute trägt Marti ein schwarzes T-Shirt und eine schwarze Jeans, die sie selbst gefärbt hat. Bei Rauchtee mit Zimt und Sojamilch erzählt die 26-Jährige, wie sie vor drei Jahren ihr Leben änderte. Sie lebt insgesamt reduzierter: baut Gemüse an, meidet Verpackungen, stellt Deo und Zahncrème selbst her.

Vor drei Jahren arbeitete die gelernte Schnitttechnikerin noch für einen Sportkleiderhersteller und zeichnete Schnittmuster für Oberteile, die Kunden später zum Langlauf oder Velofahren anzogen. Marti sah damals den Dokumentarfilm «The True Cost» («Der Preis der Mode») des Regisseurs Andrew Morgan über die Modeindustrie. Er thematisiert auch den Einsturz des Rana-Plaza-Fabrikgebäudes in Dhaka, der Hauptstadt von Bangladesh, bei dem vor sechs Jahren 1135 Personen umkamen, die meisten Näherinnen. Noch heute steht das Unglück symptomatisch für die oft laxen Arbeitsbestimmungen in Billiglohnländern: Die Näherinnen hatten arbeiten müssen, obwohl das Gebäude wegen Rissen gesperrt war. Martis Fazit: «Bei Kleidung denkt jeder nur an sich selbst, aber nicht an die wahren Kosten.»

Im Januar 2018 kündigte Marti und begann das Experiment mit dem Kleid. Statt im günstigeren Ausland liess sie es in der Schweiz fertigen: entworfen in Bern, gewebt und gefärbt in Zürich, genäht von einem Familienbetrieb im Tessin. Marti wusch es abends und liess es über Nacht trocknen. Eingeschränkt habe sie sich nicht gefühlt. «Eher im Gegenteil, ich habe mich frei gefühlt.»

## Eine diverse, kleine Szene

Kleider sind heute Mitnahme- und Wegwerfartikel. Jeder Europäer kauft im Jahr im Durchschnitt 65 bis 70 neue Teile. Die Hälfte davon trägt er aber nicht oder nur selten. Pro Jahr und Person werden in der Schweiz sechs Kilo Kleider entsorgt.



Zippora Marti hat ihren Job als Schnitttechnikerin aufgegeben und produziert nun eine eigene Unterwäsche-Linie. BILDER JOEL HUNN / NZZ

Um ein neues Bewusstsein zu schaffen, setzt Slow Fashion schon bei den vielfältigen Produktionsmethoden an. Einige Designer arbeiten mit den Resten herkömmlicher Stoffe, die sonst im Abfall landen würden. Dies gilt vor allem für kleinere Labels, da fair produzierte Stoffe wie Biobaumwolle für sie oft zu teuer sind. Andere Designer kaufen Stoffe aus Europa, die sie in Asien unter anständigen Bedingungen produzieren lassen, oder betreiben «upcycling» und nähen aus alten Klamotten neue. Hinzu kommen neue Stoffe wie etwa Lyocell, eine Synthetikfaser, die aus Eukalyptusholz gewonnen wird. Sie gilt als umweltschonend, da Eukalyptus rasch wächst und daher weder künstlich bewässert noch gedüngt werden muss.

Wirtschaftlich spielt die Branche aber noch kaum eine Rolle. Der Anteil von Biobaumwolle am Weltmarkt beträgt nur ein Prozent. Die Szene ist divers und klein, sogar grosse, international operierende Labels wie Armand Angels oder Thokk Thokk sind dem grossen Publikum kaum bekannt. Eine

**Der Begriff Slow Fashion umfasst ein Sammelsurium verschiedenster Strategien, mit denen Mode nachhaltiger werden soll.**

Ausnahme dürfte Freitag sein, das Zürcher Unternehmen, das mit Taschen aus gebrauchten Lastwagenplanen begann und nun auch Hemden und Hosen produziert. Aber das ist es dann auch schon. Zahlen über den Gesamtumsatz mit Slow Fashion in der Schweiz sind nicht erhältlich. Die Mitglieder des Dachverbands Swiss Fair Trade verbuchten für 2018 einen Umsatz von 55 Millionen Franken, 20 Prozent machten aber Textilien für Bett, Bad und Küche aus. In Deutschland lag der Umsatz für 2018 bei etwa 146 Millionen Euro – 13 Prozent mehr als im Vorjahr.

Es bewegt sich also etwas. Olivia Ingold und Anjalina Maloney, zwei junge ehemalige Bankerinnen, vertreten seit 2016 mit ihrer Agentur Olives & Leos in Zürich nachhaltige Modetrends gegenüber Einzelhändlern. «Fair Fashion gewinnt gerade massiv an Bedeutung», sagen sie: Läden eröffneten eine zweite Filiale oder vergrösserten die Verkaufsfläche. Auch Ingold und Maloney profitieren vom gestiegenen Interesse: Gerade haben sie die Mode für den nächsten Sommer verkauft und

dabei über 60 Prozent mehr Umsatz als in der Vorsaison erzielt.

Viel Auswahl bieten in Luzern das Glore sowie in Zürich das Zämä an der Europaallee und das Rrrevolve im Niederdorf. Auch die Boutique Kari Kari im Kreis 3 ist einen Besuch wert. Auffällig ist, dass es beim Design keine Unterschiede gibt; zu Unrecht haftet nachhaltiger Mode mitunter noch immer das Vorurteil an, irgendwie öko zu sein. Bekannte Schweizer Marken sind Jungle Folk und Komana für Damen- sowie Carpasus für Herrenmode. Das Label ZRCL verkauft vor allem T-Shirts und Hoodies. Und während Marken wie H&M und Zara jährlich bis zu 24 neue Kollektionen in die Regale räumen, erfährt man bei der Zürcher Massschneiderin Eva Bräutigam, was Slow Fashion auch bedeuten kann: zu warten. Bestellt man in ihrem Atelier an der Lagerstrasse einen Herrenanzug, braucht sie allein 60 bis 80 Stunden, um ihn zu nähen. Inklusive Anprobe dauert alles zusammen gerne doppelt so lang.

Nachhaltige Mode, das wird deutlich, wenn man sich in der Szene umhört, ist oft ein Liebhaberprojekt. «Man braucht eine Passion und muss sich fragen, womit man seine Zeit verbringen will», sagt Bräutigam. Um grosse Gewinne geht es nicht unbedingt, sondern um Wertschätzung. Ökomode ist denn auch teurer als Fast Fashion: Röcke gibt es oft ab 90, Oberhemden ab 100, Kleider ab 150 Franken. Der Berliner Journalist und Kommunikationsberater Alf-Tobias Zahn beschäftigt sich seit zehn Jahren mit dem Thema und hat das Buch «Einfach anziehen» geschrieben. Er sagt: «Das Problem von Slow Fashion ist nicht, dass sie so teuer ist. Fast Fashion ist zu günstig.» Manche Billigshirts kosten nur 5 Franken, die Preise für Ökoshirts beginnen dagegen bei 20 Franken.

## Vorsicht bei Firmensiegeln

Die verschiedenen Zertifikate, mit denen Ökomode ausgezeichnet wird, sind für Neulinge aber verwirrend. Erst im September wurde in Deutschland das staatliche Siegel «Grüner Knopf» vorgestellt, das Kritiker jedoch für nicht ausreichend halten. Als Zertifikat, das bisher die grösste Garantie verspricht, hat sich der Global Organic Textile Standard (GOTS) etabliert. Er signalisiert, dass ein Produkt zu mindestens 95 Prozent aus biologisch erzeugter Baumwolle besteht. Darüber hinaus soll er ein umweltschonendes Vorgehen bei Produktion und Vertrieb sowie faire Arbeitsverhältnisse garantieren. Vertrauenswürdig sind laut Alf-Tobias Zahn auch die Labels «Fairtrade», «Peta-Approved Vegan» sowie das «Oeko-Tex»-Siegel, vor allem der Standard 100. Es garantiert, dass im Endprodukt bestimmte Grenzwerte von chemischen Zusätzen nicht überschritten werden. Für den Anbau muss das aber nicht gelten.

Auch Konzerne wie H&M, Zara und C&A haben eigene Ökolabel. Laut Zahn liegt dort der Schwerpunkt auf dem Material: «Bei den Arbeitsbedingungen hat sich oft nichts getan.» Bei firmeneigenen Zertifikaten sei daher Vorsicht angebracht, da ihnen eine objektive Überprüfung fehle. Im Zweifel sollten Kunden im Laden nachfragen, empfiehlt Zahn. «Ohne das geht es oft nicht.»

Inzwischen hat auch Zippora Marti ihr eigenes Modelabel gegründet. Unter dem Namen «Thoose – Thoughts of September» verkauft sie seit dem Frühling Unterwäsche. Ihre Stoffe kauft sie in Italien und Portugal. Das erste Geld kam durch ein Crowdfunding zusammen, und auch jetzt helfen Marti Freunde, etwa bei der Gestaltung der Website oder beim Fotografieren der Kollektion. Wie viele andere Jungdesigner arbeitet auch sie noch von zu Hause aus. Doch Marti ist zuversichtlich: Gerade bereitet sie alles für einen Pop-up-Store in Zürich vor.